

WENN
ENGEL
FALLEN

KIM KESTNER

KIM KESTNER

Wenn Engel fallen

LESEPROBE

Kapitel 10 bis 12

ZUM EINSTIEG

Abigale Dupont, Tochter eines Reverends aus Boston, verbringt wie jeden Sommer drei Monate mit ihrer Familie im Acadia-Nationalpark.

Seit der Magier Juspinn dort aufgetreten ist, zu dem sie sich unwiderstehlich hingezogen fühlt, verändern sich die Menschen um sie: Die Mutter beginnt eine Affäre, der Vater predigt nur noch Gottes Zorn, im Park greifen Gewalt und Verwahrlosung um sich. An Abbys achtzehntem Geburtstag warnt Catori, die Großmutter ihrer Freundin Eyota, Juspinn sei der Mntu, die Verkörperung des Bösen. Abby stellt ihn zur Rede. Er verneint, der Teufel zu sein, und schickt sie fort.

10 . K A P I T E L

IM COTTAGE WAR ES KALT.

»Dad?« Ich zog meine durchnässten Schuhe aus und stellte sie auf die Schmutzfangmatte. Auf dem Fußboden lagen Müll und Kleidung, auf dem Küchentresen stand ein Blech mit abgenagten Chickenwings, ein halbvolles Glas und zwei leere Weinflaschen. »Du meine Güte ...«

Es sah chaotisch aus, jedoch nicht so schlimm wie in anderen Familien. Noch in Gedanken versunken begann ich die Kleidung aufzusammeln, schüttelte sie aus und legte sie über die Sofalehne. *Vielleicht verderben die Menschen nicht alle gleich schnell*, ging es mir durch den Kopf. *Vielleicht haben einige mehr gute Substanz, die verzehrt werden muss, bevor das Schlechteste in ihnen zum Vorschein kommt. Ein Bonuskonto für gute Taten? Gutes Karma, wie Mom immer sagte? Wohl kaum, Abby.*

»Awi ... Abiale ...« Dad kam aus dem unteren Bad. Das Hemd hing halb aus seiner Hose und sein Gesicht war gerötet. »Wo has du dich rumgetrieben?«

Ich ließ ein Hemd sinken. »Du bist betrunken.«

»Warst du bei diesem ... Mann? Diesem ... Taschenspieler?«

»Gott, Dad.« Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Wie würde er sich erst in ein paar Tagen verhalten? Oder Wochen? Wie eine Schablone versuchte ich, das Bild von meinem liebenden, gerechten, zurückhaltenden Vater über den Mann zu legen, der mit stierendem Blick im Türrahmen stand und wankte. Entsetzliche Furcht überkam mich, ihn für immer verloren zu haben. *Sie sind schon verloren. Sie wissen es nur noch nicht*, hatte Eyota gesagt. Meine Eingeweide zogen sich zusammen. »Daddy ...«

Ich ging zum Kühlschrank und goss ein Glas Wasser ein. Der Gedanke an Flucht kam mir. Niemand hielt uns in Acadia. Wir konnten Virginia einsammeln, Mom aus der Hütte von Grinse-Roger zerren und alle zusammen nach Boston zurückkehren und wenn das nicht reichte, bis zur Grenze Mexikos oder darüber hinaus. Den Gedanken, Juspinn damit zu verlassen, ignorierte ich. *Blut ist dicker als Wasser!*

Ich versuchte, Dad das Glas in die Hand zu drücken. »Dad, morgen früh fahren wir heim! Hörst du?«

»Niemals, nich! Acadia braucht ein Reverend nötger als je zuvor. Siehst du das nich ... Kind?« Er wischte das Wasserglas mit einer Handbewegung zur Seite, das Glas ging zu Boden, blieb heil, aber das Wasser hinterließ einen großen Fleck auf dem Teppich, der mich höhnisch anzugrinsen schien.

In diesem Zustand würde ich ihn nicht erreichen. »Du hast keine Ahnung, was hier vorgeht«, flüsterte ich.

»Oh, doch! Ich weiß, was ich seh«, meinte mein Vater mit schwerer Zunge. »Erst deine Schwester ... dann deine Mutter ... und jetzt ... auch du ... Abigale.«

Er wusste, wo Mom war und was sie tat, wurde mir in diesem Moment klar.

Mein Vater torkelte durch den Raum und ließ sich aufs Sofa plumpsen. »Ich muss ... schlafen ... meine Kleine. Aber morgen ... Wo is der Wein?« Er suchte den Tisch ab.

In mir war alles erstarrt. »In deinem Blutkreislauf, wie es aussieht.«

»Morgen werd ich ... Wo sind die Engel, die euch retten?«

»Was immer du meinst«, knurrte ich.

Auf Dads Gesicht zeigte sich plötzlich sein Prediger-Ausdruck, was nur bedeuten konnte, dass er gleich einen Monolog halten würde. »Da nun die Morgenröte aufging ...«, setzte er an.

»Und es geht los«, murmelte ich kaum hörbar und wandte mich zur Tür. Hier konnte ich nichts mehr tun. Nicht im Moment. Ich musste packen.

»... hießen die Engel den Lot ... das bin ich«, Dad tippte sich auf die Brust, »... den Lot eilen und sprachn: *Mach dich auf ... nimm dein Weib und deine zwei Töchter* ...« Er deutete auf mich. »Und das ... das seid ihr. Zwei

Töchter ... Virginia un du. Hör deshalb genau zu, Abigale ... *Nimm dein Weib un deine zwei Töchter, dass du nicht auch umkommst in der Missetat dieser Stadt, was Acadia is*«, tönte Dad und stapfte auf. »*Da er aber verzog ... ergriffen die Männer ihn un sein Weib un seine zwei Töchter bei der Hand, darum dass der Herr ihn verschonte un ... und führten ihn hinaus un ließen ihn draußen vor der Stadt ... 1. Mose, Kapitel 19.* Also, Abby, wo sin die Engel, die uns retten?«

»Wieder das Alte Testament, Dad? Dann komm. Lass uns gehen! Noch heute!«

»Der Untergang von So... von Sodom un Gomorra. Alles wiederholt sich, Abby. Alles, alles, alles, alles, alles, alles ...«

Mein Gott! Vielleicht hatte ich mich vertan. Womöglich hatte mein Vater längst begriffen, was vor sich ging. Genau wie Eyota und Catori. Nur ich wollte es nicht sehen. Allmählich begann ich zu verstehen. *Juspin* ...

Der Gedanke an ihn löste einen so heftigen Kampf in mir aus, dass ich zitterte. Ich musste, wir alle mussten nicht nur Acadia, sondern ihn so schnell wie möglich hinter uns lassen, ich sollte wie Lot meine Familie nehmen und das Weite suchen, aber genau das wollte ich nicht. Nein, ich wollte unbedingt und mit offenen Armen auf ihn zu, ins Verderben rennen!

Händeringend suchte ich nach einer Möglichkeit, bei ihm zu bleiben und meine Familie gleichzeitig zu schützen. Morgen. Morgen, wenn Dad wieder nüchtern war, würde ich ihn überreden können, mit Mom und Virginia Acadia zu verlassen. Ich selbst würde zu Catori gehen. Sie konnte mich nicht schützen, das hatte sie klar gesagt, aber dies war der einzige Ausweg, um weiterhin in Juspinns Nähe bleiben zu können.

VIRGINIA SASS KERZENGERADE AUF IHREM BETT UND BEÄUGTE MICH LAUERND. ICH schenkte ihr keinen zweiten Blick, wollte eine Veränderung gar nicht sehen, sondern löste mein Haar und begann die durchnässten und verkletteten Strähnen mit hartem Strich zu kämmen. Hätte es etwas ändern können, hätte ich mir mit Freude auf diese Weise alle Haare ausgerissen. So waren es nur eine Handvoll, dennoch jagte mir der Schmerz Tränen in die Augen.

Plötzlich stand Virginia neben mir, legte den Kopf schräg, dann schnüffelte sie und riss im gleichen Moment die Augen auf. »Du warst bei ihm!«, kreischte sie. »Du hinterhältiges, kleines Luder hast dich zu ihm geschlichen. Was habt ihr getan? Gevögelt?« Virginias Augen blitzten vor Zorn. »Wenn das Dad erfährt!« Sie packte mich an Juspinnns Pullover.

»Du hast keine Ahnung.« Ich versuchte, mich zu befreien.

Virginia riss wie von Sinnen an dem Kleidungsstück. »Das ist seiner! Gib den her!«, kreischte sie.

Ich umklammerte mich selbst, damit sie den Pullover nicht über meinen Kopf zerren konnte, aber mir war klar: Das würde sie nicht abhalten. Doch mit solcher Wut hatte ich nicht gerechnet und auch nicht mit so viel Kraft.

Sie stieß mich quer durch den Raum gegen den Tisch, dass die Vase zu Boden fiel und zerbrach. Ich versuchte, aus ihrer Reichweite zu kommen. Kurz fing ich ihren Blick auf. Blanker Hass, gepaart mit eisernem Willen, stand darin. Sie griff nach einer spitzen Keramikscherbe und presste mich mit einer Hand an den Bettpfosten, mit der anderen hielt sie die Scherbe vor mein Auge. Ich wagte nicht mal mehr zu blinzeln.

»Wo wohnt er?«

»Bist du wahnsinnig?«, flüsterte ich.

»Ich stech dir deine scheiß Bambiaugen aus!«, schrie Virginia. »Sag mir, wo er wohnt!«

»Nein.«

Blitzartig zog sie die Scherbe über meine Wange. Ich spürte erst das warme Blut, dann schneidenden Schmerz. Sie hielt die Scherbe so dicht vor mein linkes Auge, dass ich sie nur noch verschwommen wahrnehmen konnte. Ich hatte keine Zweifel mehr, dass Virginia dazu fähig war, mir ein Auge auszusteichen, nur um den Pullover zu bekommen.

»Okay, okay ... am *Death Man Cliff*«, log ich, um sie loszuwerden, aber auch so weit wie möglich von Juspinn fernzuhalten. »Das hintere von den alten Cottages.«

Sie nahm die Scherbe von meinem Auge und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen misstrauisch. »Ich könnte schwören, du lügst. Aber du stotterst nicht.« Grob tätschelte sie meine Wange und wischte mit vor Verachtung verzogenem Gesicht mein Blut an Juspinnns

Pullover ab, der sie nicht mehr interessierte. Dann ließ sie endlich von mir ab.

»Virginia, bitte. Bleib hier!«, flehte ich, während sie ihren Lippenstift nachzog und die Tür öffnete. »Lass uns reden. Virginia! Du bist nicht du selbst. Ich muss dir etwas –«

»Ach, halt doch deine kack Fresse!«, schnitt sie mir das Wort ab. Sekunden später knallte die Haustür ins Schloss.

Ich sackte auf dem Bett zusammen und schob die Finger zum Gebet ineinander. Dabei suchte ich nach Halt, nach der Beständigkeit, der mir vertrauten Gewissheit, Gott würde seine schützende Hand über mich halten. Leise murmelte ich die Worte, die bislang jeden meiner Tage abgeschlossen hatten: »Lieber Vater im Himmel ...«

Ich schloss die Augen, verschließen vor der Wahrheit konnte ich sie jedoch nicht. Mein Leben lang hatte ich an Gott geglaubt, seine Existenz niemals angezweifelt. Nur seine Form, sein Wesen, seine Beweggründe. Gott war für mich immer real gewesen. Der Teufel allerdings nicht. *Wieso nicht, Gott?*, fragte ich ihn in Gedanken.

Ich zog Mr Hopp an mich. »Gott und du, ihr seid beide nicht besonders gesprächig, aber du bist zumindest hier.«

Mr Hopp blickte trübselig zurück. Er konnte mir nicht helfen, Gott konnte mir nicht helfen, Mom nicht, Dad nicht, Virginia erst recht nicht. Im Gegenteil. Sie waren es, die meine Hilfe brauchten. Und ich hatte keine Ahnung, wie ich das anstellen sollte.

Donnergrollen ließ mich zusammenzucken. Es blitzte und vor den Fenstern goss es erneut wie aus Kübeln. Der Wind heulte. Virginia! Oh, nein! Und ich hatte sie zum *Death Man Cliff* geschickt, obwohl ich wusste, wie gefährlich es war, sich bei solchem Wetter dort rumzutreiben.

Ich musste sie zurückholen. Irgendwie. Ich ließ mich vom Bett gleiten und zog meine Regenjacke über. Bevor ich das Zimmer verließ, warf ich einen Blick in den Spiegel. Der Schnitt lief etwa zwei Zentimeter unter meinem Auge entlang, von der Schläfe bis zum Jochbein. Aber er schmerzte kaum noch, über der Wunde lag bereits Schorf. Flüchtig wischte ich das getrocknete Blut aus meinem Gesicht.

ICH LIEF IN DEN WALD UND EILTE DURCH DEN REGEN, DER HART UND IN DICKEN Tropfen von den Blättern auf mich herabschoss. Ich betete, Virginia möge noch nicht so weit gekommen sein. Sie hatte bei dem Wetter sicher nicht den kürzeren Weg durchs Unterholz genommen. Oder doch? Virginia hielt sich an keine Wege. Und keine Regeln. Ich jedoch schon. Bisher zumindest.

Wieder und wieder rief ich ihren Namen und lauschte durch das Tosen des Sturms und Donners nach einem Lebenszeichen von ihr. Nichts. Angestrengt starrte ich in die Dunkelheit, versuchte ihre kurvige Figur zwischen den Tannen auszumachen. Zwecklos. Was auch immer geschehen war, meine Schwester würde mir an die Gurgel springen. Im besten Falle.

Mit lautem Fluchen eilte ich auf den Hauptweg Richtung Cliff. Ein paar vernagelte Cottages säumten den Weg. Es waren die ersten, die im Park erbaut worden waren. Inzwischen waren sie unbewohnbar, aber Mr Handson brachte es wohl nicht übers Herz, sie abreißen zu lassen. Die Klippen dahinter flachten nur langsam ab. Als ich nahe der alten Cottages aus dem schützenden Wald trat, fasste der Sturm mit eisigen Klauen nach mir und schob mich mit einer einzigen Bö mehrere Meter Richtung Klippen. Mein Gott!

Ich hatte einen unverzeihlichen Fehler gemacht. Diesen Teil der Küste nannten die Mitarbeiter des Village nicht umsonst *Death-Man-Cliff*. Vor Jahrzehnten war einmal ein Wanderer dort unten ertrunken. Angeblich hatte ihn ein Sturm von den Klippen geblasen. Zwei Stunden später hatte man ihn in der Nähe des Strandes aus dem Meer gezogen. Und nun hatte ich womöglich meine eigene Schwester in den Tod geschickt!

Ich schwor Gott und mir bei all meinen verstorbenen Vorfahren, mich nicht zu wehren, falls dies gut ausging und Virginia mir tatsächlich an die Gurgel sprang. Sie konnte mein Zimmer haben. Sie konnte alles haben!

Ich schrie ihren Namen, bis mir die Kehle brannte. Das Heulen des Windes war die einzige Antwort. Voll wütender Verzweiflung presste ich die geballten Hände vor das Gesicht. Was würde Virginia tun? Im Regen stehen? Bis ihr Make-up verlief? Nein! Wenn sie Juspinn nicht gefunden hatte, und das war ausgeschlossen, musste sie Schutz in einer der Hütten gesucht haben.

Ich drehte mich um. Der Wind schob mich unbarmherzig in die falsche Richtung, ich stemmte mich dagegen. Ebenso gegen meine Angst vor dem Wasser, dessen Gischt bis weit über die Kante spritzte. Petrus hatte wirklich Sinn für Dramaturgie.

Mit einem bitteren Lachen erreichte ich die erste Hütte und rüttelte an der halbzerfallenen Tür. Verschlössen. »Virginia!«, schrie ich in das Tosen. Blitze erhellten in schnellem Wechsel den Nachthimmel. Das Gewitter erreichte seinen Höhepunkt und sein Zentrum lag genau über mir!

»Virgiiiiiaaaaa!« Wieder und wieder schrie ich ihren Namen in die Nacht. Nichts. Scheiße verflucht!

Ich lief im Windschatten der Hütte zum nächsten Haus, klammerte mich an der Veranda fest und zog mich zur Tür hoch. Auch diese war verschlossen, die Fenster vernagelt. Ich durfte nicht zu spät kommen! Hatte sie der Sturm über die Klippen geweht wie den Wanderer vor vielen Jahren? *Oh, Gott! Nein! Bitte!* Ich hätte sie nicht anlügen dürfen, nicht hierher schicken ...

Ich nahm allen Mut zusammen und wagte mich weiter an den Rand, brauchte alle Kraft, um nicht umgeweht zu werden. Dann, als hätte Petrus genug Dramaturgie gezeigt, hörten Gewitter und Sturm im Bruchteil einer Sekunde auf. Noch betäubt von dem Lärm und erschrocken über die unnatürliche Ruhe wagte ich einen Blick in die Tiefe, sah nur schwarzes Wasser und weiße Gischt und ... hörte eine Stimme. Virginia!

»Du verdammtes Miststück ...«

Leise ... hinter mir! Ich drehte mich um. Sie stand kaum einen Schritt entfernt, ihr Gesicht eine hasserfüllte Fratze.

»Er ist gar nicht hier!« Ihre Stimme überschlug sich. »Ich weiß, was du willst! Du willst mich aus dem Weg haben, dich ihm an den Hals werfen, du beschissene Hure!«

Ich dachte an meinen Schwur und schluckte ihre Beleidigung. »Virginia, bitte, beruhige dich. Es ist nicht –«

»Du verlogene Schlampe!«, spie sie mir ins Gesicht, ihres kaum eine Handbreit von meinem entfernt. Sie war irrsinnig!

Ich taumelte zurück, meine Ferse trat bereits über den Klippenrand und mein Herz schien vor lauter Angst überhaupt nicht mehr zu schla-

gen. »Bitte!«, keuchte ich.

Virginia brach in schallendes Lachen aus. »Bitte, sagt das kleine Engelchen«, schrie sie zwischen dem Lachen. »Aber besser das Engelchen hält ihre Engelsfresse und tut stattdessen, was Engel am besten können. Was glaubst du, ist das?«

Meine Hände suchten instinktiv nach Halt und griffen nach ihr. »Sie helfen«, flüsterte ich und fasste Virginias Unterarme. Doch statt zurückzuweichen und mir Raum zu lassen, entwand sie sich mit einem Griff durch meine Arme hindurch und stieß mich so heftig gegen die Brust, dass mir die Luft wegblieb. Ich taumelte, spürte noch, wie ich über die Kante trat und fiel.

»Engel fliegen!«, schrie sie mir nach und ihr Bild prägte sich für alle Zeit in mir ein, in dieser seltsam stillen und scheinbar ewig währenden Sekunde, bis ich auf dem Wasser aufschlug und eisige Kälte mich gefangen nahm ...

»WILLST DU NICHT EINGREIFEN?« MARIA HATTE ES SICH NEBEN MIR IN DEM BAUMWIPFEL GEMÜTLICH GEMACHT. IN IHREM ROTEN KLEID, MIT DEN HOCHHACKIGEN SCHUHEN UND EINEM SÜFFISANTEN LÄCHELN AUF DEN LIPPEN WIRKTE SIE WIE EIN Roter Ara inmitten der Regenlandschaft.

»Nein.« Ich sah wieder durch das obere Fenster. Abigales Zimmer. Der Kampf mit ihrer Schwester spitzte sich zu. Dunkelblaue Feuerbälle streiften quer durch ihre Aura. Noch hielten sie nicht stand, verpufften wie Seifenblasen. Doch ihr Schein war dunkler geworden, die Funken stoben seltener, aber leider immer noch kraftvoll. Die Jüngere würde dennoch unterliegen, ihr fehlte selbst hierfür die nötige Bosheit.

Noch nie war ich auf so ein Wesen getroffen. Plötzlich mischte sich Bedauern in meine Gedanken. Nicht um sie, sondern um die Straßenkinder in Rio, denen sie hatte helfen wollen. Schließlich wusste ich aus eigener Erfahrung, wie bitter das Leben dieser Kinder war.

»Wäre aber schade um ihr hübsches Gesicht, findest du nicht?«

»Maria, es reicht! Schluss mit deinen Unterstellungen.« Sie wusste, wie sie mich reizen konnte. Und sie genoss es, da war ich mir sicher. Zu selten zeigte sich ihr eine Gelegenheit. »Irgendetwas stimmt an dieser ganzen Sache nicht. Vater weiß mehr über die reine Seele, als er mir erzählt hat.«

Meine Schwester lachte leise ihr glockenhelles Lachen. »Das wäre ja nicht das erste Mal. Er liebt diese kleinen Geheimniskrämereien. Aber ich denke nicht, dass er dir damit schaden will. Im Gegenteil. Vermutlich will er nur deine Stärke testen. So wie es derzeit aussieht, könntest du der kleinen Eva da drüben direkt verfallen.«

Ich lachte höhnisch auf. »Ich? Ihr? Niemals! Du solltest mich besser kennen.«

»Eben – Oh, schau ...« Wie ein kleines Kind klatschte Maria amüsiert in die Hände, als die Schwester mit der Scherbe über das Gesicht der Kleinen fuhr. »... sie hat es getan! Jetzt musst du aber eingreifen.«

Eine Sekunde überlegte ich, dann verließ Virginia das Zimmer. Eingreifen war unnötig. Ich war gespannt, was Abigale nun tun würde. Sie überraschte mich. Statt heulend vor dem Spiegel ihr entstelltes Gesicht zu bejammern, verließ sie kurz darauf ebenfalls das Cottage. Wohin wollte sie?

»Bleiben wir an ihr dran. Aber lass dich nicht sehen«, warnte ich meine Schwester. »Zum Umziehen bleibt keine Zeit.«

»Na, wie gut, dass ich mich unsichtbar machen kann«, kam es sarkastisch zurück.

Wir folgten der reinen Seele bis zum Cliff. Sie verließ sogar die befestigten Wege. Zumindest ein kleiner Erfolg für mich. Ihre Angst vor dem Meer war groß. Die Funken in ihrer Aura fielen in sich zusammen, kaum dass sie hinausprühten.

»Da ist die böse Schwester.« Maria zeigte zu den Bäumen, links von den Hütten.

Mein Blick glitt nur kurz hin, aber meine Neugierde wuchs. Eine Handbewegung von mir brachte das Gewitter zum Schweigen. Die Pastorentochter wagte sich zum Rand, während die Schwester sich, für meine Ohren, lautstark und doch unbemerkt anschlich und sie tatsächlich ins Meer stieß. Im gleichen Moment verdüsterte sich ihre Aura und wurde eins mit der Nacht.

»Jetzt musst du aber eingreifen«, meinte Maria augenzwinkernd. »Sonst wird Vater böse.«

Ich seufzte. »Bleibt mir wohl kaum etwas anderes übrig.«

»Und ich werde ihr in der Zwischenzeit trockene Kleidung besorgen.« Maria kicherte. »Sonst ist der Tod doch noch schneller als unser Herr Papa.«

11 . K A P I T E L

ZU ERTRINKEN WAR DER FÜRCHTERLICHSTE TOD, DEN ICH MIR VORSTELLEN konnte. Wenn du weißt, zu atmen bedeutet dein Ende, du es irgendwann doch tust, weil es dein größter Überlebensinstinkt ist, und sich deine Lunge dann mit nichts als kaltem, salzigem Wasser füllt und es kein Entkommen gibt ...

Diesem Albtraum irgendwie entflohen, kam ich hoch. Hustenkrämpfe schüttelten mich, mein Körper versuchte das Salzwasser aus meiner Lunge zu bekommen. Sie brannte furchtbar. Ich sank wieder zurück. Immer noch roch ich das Meer und hörte den Wind, spürte ihn jedoch nicht. Ich musste in einem Gebäude sein. Es war nass und unbequem, eng und bedrückend. Ich fror.

Was war passiert? Virginia ... Es war unfassbar, sie hatte mich gestoßen. Absichtlich. Diese Mordlust in ihrem Blick ... Es war kein Affekt, kein Versehen gewesen. Nein. Sie hatte mich tatsächlich umbringen wollen und es auch fast geschafft. Wer hatte mich aus dem Wasser gezogen? Wie war ich hierhergekommen?

Ich öffnete mühsam die Augen. Wie es aussah, lag ich – gewickelt wie ein Neugeborenes – in einer dünnen, verschlissenen und übelriechenden grünen Decke. Ich zerrte an dem Stoff, um zumindest die Arme freizubekommen. Dann der zweite Schock – sie waren nackt bis auf den Fetisch von Eyota! Unauffällig sah ich an mir herunter. Jemand hatte mir die nasse Kleidung ausgezogen, aber mir zum Glück meine Unterwäsche gelassen. Nur wer?

Ich durchforstete meine Erinnerungen. Sie rissen bei Virginias vor Hass funkeln den Augen ab und setzten hier wieder ein.

Himmel, wo war ich?

Die einzige Lampe schien einen Wackelkontakt zu haben. Alle paar Sekunden flutete sie den Raum mit Licht, dann folgte Dunkelheit. Genau wie bei meinen Erinnerungen. Doch die hellen Sekunden reichten, um den kleinen Raum zu erfassen. Er war irgendwie eigenartig. Rund, in der Mitte eine Wendeltreppe aus Metall. Dahinter Schränke, von denen eine der Türen aus den Angeln hing. Auf einem Regal standen ein Wasserkocher und ein paar Gläser. Ich musste niesen. Kein Wunder. Mir war immer noch kalt und auf dem Betonboden lag eine dicke Staubschicht. Wieder wurde es hell. Das Licht reflektierte von außen. Und da begriff ich: Die Lampe war nicht kaputt. Sie gab ein Signal. Dies war der Leuchtturm!

Ich setzte mich auf. Aber der Turm stand doch ganz am Ende des Parks. Etliche Kilometer von der Stelle entfernt, wo ich ins Wasser gestürzt war. Gestürzt worden war.

Wieder Dunkelheit. Ich zählte die Sekunden. Es waren sechs, dann wurde es wieder hell. Scharf zog ich die Luft ein, denn plötzlich und aus dem Nichts kommend lehnte Juspinn an der Wendeltreppe. Er sah mich mit über dem nackten Oberkörper verschränkten Armen, tropfnassem Haar und mürrischem Ausdruck an. Jetzt zählte ich die hellen Sekunden, wobei ich ihn anstarrte, seine wie zur Schau gestellte Masse männlicher Perfektion. Nach exakt sechs Sekunden wurde es wieder dunkel. Ich nutzte den Moment, zupfte an meinen Haaren und setzte mich aufrecht hin. Dann hörte ich ein leises Klicken, es surrte und eine schmucklose Wandlampe leuchtete auf. Juspinn machte nicht den Eindruck, als hätte er sich dafür fortbewegt.

»Willkommen zurück.« Sarkastisch wie eh und je.

Ich blinzelte. Verunsichert wie eh und je. »Du bist auch nass. Wieso?«

»Ich war kurz schwimmen.«

Immer noch nicht klar in meinen Gedanken, begriff ich nur langsam. »Dann hast du ... du hast mir das Leben gerettet.« Ich rechnete bereits mit einer harschen Erwiderung, weil ich mal wieder das Offensichtliche betonte, und schlang die dünne Decke enger um mich.

»Ich habe dich aus dem Wasser gezogen. Alles andere ist spekulativ.« Juspinn betrachtete mich nicht nur mürrisch, sondern argwöhnisch,

wurde mir klar, und das aus möglichst großem Abstand. »Ich überlege allerdings immer noch, ob es richtig war einzugreifen.«

Das war deutlich gewesen. »Entschuldige«, gab ich voller Bitterkeit zurück, obwohl ein *Danke* wohl angebrachter gewesen wäre. »Ich werde versuchen, nie wieder in deiner Gegenwart zu ertrinken.« Ich rappelte mich auf.

»Du kannst nichts dafür. Ich war dazu gezwungen. Auch wenn es dumm war, ins Meer zu springen.«

»Es war nicht mein Ziel, ins Meer zu springen«, murkte ich, »sie hat mich ...« Ich stockte, weil ich plötzlich hellrotes Blut über Juspinnns nackte Seite fließen sah. »Du bist verletzt!« Erst jetzt wurde mir bewusst, dass er seine Arme nicht verschränkt hatte, sondern anscheinend auf eine Wunde drückte.

»Offensichtlich. Aber nicht der Rede wert.«

»Nicht der Rede wert?« Das Blut lief wie in einem Rinnsal stetig nach. »Das scheint mir mehr als nur ein kleiner Kratzer zu sein.«

Ich war mit einem Satz bei ihm, wobei ich mich in meiner Decke verhedderte und fast der Länge nach hinfiel. Viel zu dicht vor ihm kam ich zum Stehen. Blödes Helfersyndrom. Seine gebräunte Haut strahlte eine verführerische Wärme ab. Nur mühsam widerstand ich der Versuchung, sie zu berühren, mich an ihn zu kuscheln. *Abby! Komm klar und rei dich zusammen!*

Mit dem Kinn deutete ich auf seinen Arm, unter dem das Blut hervorsickerte. »Darf ich mal sehen?«

Er wich zurück, drängte sich noch näher an das Treppengeländer. »Es geht schon.«

Ein Gedanke schob sich vor die Sorge um ihn. Hatte er etwa Angst? Vor mir? Ach du meine Güte! Ich versuchte, zuversichtlich zu klingen: »Ich weiß, was ich tue. Du kannst mir vertrauen. Wirklich.«

»Wenn nicht dir, wem sonst?«

Ich runzelte die Stirn. »Sarkasmus?«

»Ich sage nur, dass du keiner Fliege etwas zuleide tun könntest.«

»Und woher willst du das wissen?«, gab ich gereizt zurück.

»Das ist so offensichtlich wie die Nase in deinem Gesicht.«

Er hatte recht. Trotzig gab ich zu: »Ich fische Insekten sogar aus dem Cola-Glas und setze sie zurück auf den Rasen, okay? Muss ich mich deswegen schlecht fühlen? Was ist falsch daran, helfen zu wollen?«

Juspinn versteifte sich. »Belasse es einfach bei den Insekten.«

»Komm schon. Lass mich das ansehen.«

»Nein.«

»Ich habe Vorbereitungskurse besucht, für mein Medizinstudium und auch für Rio. Ich weiß, wie man eine Wunde versorgt und wann ein Arzt notwendig ist.«

Er seufzte und betonte jedes Wort, als wäre ich begriffsstutzig. »Abigale. Ich. Brauche. Mit. Sicherheit. Keinen. Arzt.«

»Arme lösen.« Ich versuchte es mit Strenge.

»Lass das und setz dich.«

Himmel! Wie konnte er nur so eigensinnig sein? »Bitte! Ich will nur einen Blick draufwerfen.« Ich stopfte einen Zipfel der Decke unter den um mich geschlungenen Rest und legte meine Hand auf seinen Arm. Das erste Mal blitzdingste es mich nicht. Erstaunt sah ich ihn an.

Vielleicht war es Juspinn auch aufgefallen, jedenfalls knickte er ein. »Gibst du dann endlich Ruhe und setzt dich, bis ...« Er stockte.

»Bis was?« Es Morgen wurde? Oder meine Kleidung getrocknet war? Das konnte Tage dauern bei der Kälte und Luftfeuchtigkeit.

»Bis ich entschieden habe, was ich mit dir mache«, knurrte er schließlich.

Viel unfreundlicher konnte man jemanden nicht behandeln, der einem helfen wollte. *Entscheiden habe, was ich mit dir mache ...*, öffte ich ihn in Gedanken nach. War ich etwa ein gestrandetes FedEx-Paket wie in *Cast Away – Verschollen?* Ich schluckte meine Antwort hinunter. Den Film kannte er ohnehin nicht und Stolz hatte an dieser Stelle nichts zu suchen. »Ehrenwort.« Ich hob zwei Finger und verzog den Mund zu einem Grinsen.

Er schüttelte nur den Kopf, löste aber die Arme.

Mein Grinsen erstarb. »Ach herrje!«

Der Schnitt war tiefer, als ich gedacht hatte, und gute zehn Zentimeter lang. Er musste ihn sich an einem der Unterwasserfelsen zugezogen haben. Die Wunde klaffte und jetzt, da er den Arm weggenommen hatte,

floss noch mehr Blut heraus. Ich fuhr mir über die Stirn. »Okay. Ähm. Press deinen Arm wieder drauf.«

»Danke, Dr. Dupont.« Pure Ironie. Aber er tat es.

Ich entwirrte meine Füße aus der Decke und tippelte, wie in einen Kimono gehüllt, zu dem Kleiderstapel, zog mein mit Spitze besetztes Unterhemd und die Regenjacke heraus und tippelte weiter zu den Schränken, während er leise lachte. *Ja, ja ... urkomisch.*

Ich würde trotzdem seine Wunde versorgen. Im Geist ging ich alles durch, was ich über Schnittwunden wusste. Desinfizieren, Wundränder zusammenpressen, Druckverband anlegen. In dem halb geöffneten Schrank fand ich, was ich vorhin bereits erahnt hatte. Alkohol. Eine Flasche Wodka. Davon schüttete ich den Rest auf das Unterhemd, schloss sorgfältig die Tür, öffnete jede Schublade, bis ich ein kleines, aber spitzes Messer fand, und schnitt damit mehrere Streifen der Regenjacke ab, die ich miteinander verknötete.

»Wieso tust du das?« Sachliche Neugier lag in seiner Stimme, als würde es ihn gar nicht betreffen.

Ich blickte verständnislos zu ihm. Er stand, den Arm nach wie vor auf seine Seite gepresst, an der Treppe. »Weil du Hilfe brauchst? Was hast du denn erwartet? Dass ich Fliegen rette, aber dich verbluten lasse?«

»Nicht direkt, nur ... ich war überzeugt, du hättest inzwischen mehr Angst vor mir. Dem Mntu, oder?« Er schnaubte abfällig, aber seine Augen funkelten tatsächlich boshaft dabei. »Dem Bösen.«

Ich riss meinen Blick los. »Das wird jetzt verdammt wehtun«, warnte ich ihn, als ich vor ihm stand.

Er grinste nur und hob den Arm. Ich spürte seinen Blick auf mir, als ich die Wunde behutsam desinfizierte und ihm gewissenhaft den improvisierten Druckverband anlegte. Er verfolgte jede meiner Bewegungen. Es kostete mich alle Mühe, meine Nervosität zu unterdrücken. Auf keinen Fall wollte ich ihm durch Unachtsamkeit wehtun. Die Verletzung musste ohnehin schon genug schmerzen, auch wenn er nicht einmal zuckte.

»*Geborgenheit* ...«, hörte ich in diesem Moment eine Stimme, jedoch so undeutlich wie ein Flüstern im Wind.

»Wie bitte?«

»Ich habe nichts gesagt.«

»Wirklich ... ich dachte ...« Ich war mitten in der Bewegung erstarrt. Die Ohren gespitzt, die Augen geschlossen. Denn ich war sicher, das Wort gehört zu haben, aber vielleicht nicht mit den Ohren. Es war eigenartig ... wie eine innere Erkenntnis, nein, eine Erleuchtung, die ich auch jetzt noch in mir spürte. Ganz ähnlich wie bei Mom, deren Sehnsucht nach Inspiration ich wahrgenommen hatte. Unheimlich. Und faszinierend. Auch wenn ich es spürte, schien es nicht aus mir selbst zu kommen. Ich war nur das Medium, auf das sich, einem Schatten gleich, das Gefühl legte, nach dem Juspinn sich sehnte. Tief, sehr tief in sich verschlossen, verzehrte er sich nach Geborgenheit. Wie ein Kind, das in den Armen seiner Mutter gewiegt werden möchte. Eine Ursehnsucht.

Ich blinzelte zu ihm hoch. Seine Miene war unbewegt. Noch immer spürte ich den magischen Moment und nahm all meinen Mut zusammen, um ihm tröstend über den Arm zu streichen. Seine Maske sank. Nur für einen kurzen Moment, aber zum ersten Mal lag etwas Verletzliches in Juspinn's Ausdruck, das mich tief im Inneren rührte. Und erschütterte. »Alles in Ordnung?«, flüsterte ich erstickt.

»Das war ... nett. Danke.« Er schenkte mir ein mildes Lächeln, das anders wirkte als all die Male zuvor. Echter.

Ich schluckte. »Du hast mir das Leben gerettet. Das war auch nett.«

»Nett ...« Wieder trat ein zynischer Zug in sein Gesicht und verbannte die nur Sekunden währende Verwundbarkeit. »Ich bin vieles, aber sicher nicht nett, Abigale.«

»Das mit Sicherheit«, murmelte ich und versuchte, meinen Blick von ihm zu lösen, sah noch einmal nach dem Verband – das einzig nicht Perfekte an ihm.

»Bist du gegen Tetanus geimpft?«

Er lachte. So laut und herzlich, dass ich irritiert einen Schritt zurückwich. Doch genauso plötzlich brach er ab und sah zur Metalltür. Gleich darauf klopfte es. Juspinn hob seine Stimme: »Mach dir keine Umstände, du kannst direkt hereinkommen. Ich habe Neuigkeiten für dich.«

Erschrocken zog ich die Decke enger um mich. »Erwartest du jemanden?« Eine ungute Vorahnung packte mich. Wer wusste davon, dass wir mitten in der Nacht hier draußen waren?

Juspinn antwortete nicht. Seine Miene hatte sich verschlossen, er war mir wieder so fern – und fremd – wie zuvor. Zögernd wich ich einen weiteren Schritt zurück.

»Neuigkeiten? Das klingt interessant«, hörte ich stattdessen eine glöckenhellen Stimme in meinem Rücken.

Ich fuhr herum. Die Frau, die ich für Juspinn's Schwester hielt, Maria, stand beladen mit Tüten, auf denen Namen bekannter Designer protzten, direkt hinter mir. Verwirrt sah ich zur Tür. Ich hatte sie sich weder öffnen noch ins Schloss fallen hören. Juspinn ging auf die Frau zu, umfasste sie an ihren hellen Oberarmen und küsste ihre Wange.

»Du bist verletzt?«, fragte sie. Ich las Erstaunen statt Sorge in ihrem hübschen Gesicht.

»Das ist nichts. Abigale hat die Wunde versorgt.«

Maria verzog abfällig das Gesicht. »Zeig her!« Sie hob ihre Hand, woraufhin der Druckverband förmlich von seinen Rippen sprang.

»Nicht!«, rief ich, aber was ich dann erblickte, ließ mich sogar die Tatsache ignorieren, dass anscheinend auch Maria allein durch einen Wink Dinge bewegen konnte. Juspinn's Wunde war zwar noch nicht vollständig verheilt, sah aber so aus, als wäre sie bereits vor einer Woche versorgt worden. Ich blinzelte etliche Male. Das Ergebnis blieb das Gleiche.

»Musste das sein?«, knurrte Juspinn.

»Es wirkte lächerlich.« Jetzt beobachtete Maria mich.

Obwohl ich gerade Zeuge sowohl von Telekinese als auch von einer rekordverdächtigen Wunderheilung geworden war, beschäftigte mich vor allem, was Juspinn's Schwester von mir hielt. Ich kam mir vollkommen deplatziert vor, nur in Unterwäsche in eine muffig riechende Wolldecke gehüllt zwischen zwei Menschen, die aussahen, als wären sie direkt aus der *Cosmopolitan* gesprungen. Alles an ihr war perfekt. Ihr kupferrotes Chiffonkleid passte hervorragend zu ihren Haaren und ihrer hellen, seidig schimmernden Haut. Ich spürte, wie ich sie anstarrte.

Mein Retter schien seine gute Erziehung vergessen zu haben, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich selbst vorzustellen. »Hi ... ich äh ... ich bin Abby.« Ich lächelte schüchtern und streckte ihr die Hand entgegen, die andere fest um die Enden der Decke gekrallt. »Abby Dupont.«

Maria warf mir einen schiefen Seitenblick zu. »Wirklich? Das klingt nämlich nicht besonders sicher.«

Gleich darauf hatte wieder Juspinn ihre volle Aufmerksamkeit. »Wieso hat das so lange gedauert, Maria?«, wollte er in gewohnt forderndem Tonfall wissen. »Ein paar Kleider aus ihrem Cottage zu holen.«

Nett, dass er daran gedacht hatte ...

Ihre Miene verzog sich angewidert. »Der Inhalt war unzumutbar. Ein kleiner Abstecher nach Paris musste sein. Dem Kind fehlt jeglicher Stil.«

»Paris?« Wie lange war ich bewusstlos gewesen? Vielleicht gab es noch ein anderes Paris als in Frankreich. »Oh ... danke. Dann ...« Ich streckte zögernd die Hand aus, Maria riss die Tüten zurück. »Könnte ich mir dann bitte etwas anziehen? Mir ist kalt und ...«

»Genug.« Juspinn schnitt mir harsch das Wort ab, was den schnippischen Ausdruck in Marias Gesicht zurückbrachte, aber die Tüten nicht in meine Hand beförderte. Dafür hob er nun die Hand, die Decke löste sich von meinem Körper und fiel zu Boden.

»Hey!«

»Ja, süß, die Kleine. Aber wohl doch eher nicht dein Stil, oder?« Maria gähnte gekünstelt hinter vorgehaltener Hand.

»Sie ist eine Gezeichnete.«

Was?, dachte ich zeitgleich mit Maria, die es allerdings laut aussprach. Nicht nur, was er da sagte, sondern auch mit welcher Bedeutungskraft er es tat, jagte mir einen Schauer über den Rücken.

»So ein Blödsinn. Das ist doch grotesk«, meinte Maria verächtlich.

»Eine Gezeichnete?«, krächzte ich. »Was ist das?«

Ich griff nach der Decke, die mir auf Marias Wink prompt aus den Händen gerissen wurde und durch den beengten Raum flog. »Noch nicht, du holder Engel«, höhnte sie.

Juspinn ruckte mit dem Kinn. »Auf dem rechten Schulterblatt. Ich weiß es auch erst, seit ich sie vorhin aus dem Wasser gezogen und entkleidet habe. Aber es erklärt vieles.«

»Was soll das alles? Was wollt ihr von mir? Meine Seele?« Meine Stimme brach. Hatte Eyota nicht genau das vermutet? Und meine Knie wurden weich. In meinem Kopf drehten sich die Gedanken, sodass mir schwindelig wurde.

Juspinns Blick war kalt, abschätzend. »Das ist bedeutend komplizierter, als du dir vorstellen kannst«, antwortete er, während Marias Gestalt von einem Augenblick zum anderen verschwand. Zeitgleich tauchte sie in meinem Rücken wieder auf und umkreiste mich – wie die Raubkatze ihre Beute. Sie war zwar anmutig und schön, aber ich konnte sie nicht leiden und musste mich zwingen, nicht herumzufahren und sie wegzustoßen. Und wie hatte sie das gemacht?

Maria kicherte. Ich zuckte zusammen und wich aus, als sie über mein Mal strich. »Beinahe schneeweiß«, flüsterte sie offensichtlich fasziniert.

Teleportation. Und Telekinese und Wunderheilung. Das alles war weder normal noch natürlich. Es war ... übernatürlich. Aber wenn er nicht der Mntu, der Teufel, war ... »Wer – nein, nicht wer.« Ich blickte von ihm zu ihr. »Was seid ihr?«

Juspinn schüttelte den Kopf. »Es dir zu erläutern, würde Wochen dauern, und begreifen würdest du es trotzdem nicht.«

»Komm schon, du schuldest mir eine Erklärung!«

Seine Augen glitzerten gefährlich. »Ich schulde dir gar nichts.«

Maria legte den Kopf schräg und betrachtete mich. »Na ja, du schuldest ihr schon etwas. Immerhin hast du versucht, ihre Seele zu verderben. Die einer Gezeichneten.«

Ich schnappte nach Luft. »Was?« *Eyota hatte recht*, dröhnte es in meinem Kopf. Er wollte wirklich meine Seele. Ich hatte es nicht glauben wollen. Nun musste ich es. »Stimmt das?«

»Ich habe dich gewarnt«, erwiderte er mit hohlem Lächeln. »Ich bin nicht nett.«

»Du hast mich eben gerade gewarnt. Das war vor zehn Minuten!«, protestierte ich.

»Ach, Engelchen«, meinte Maria leichthin. »Es hätte doch nichts geändert, wenn du es von Beginn an gewusst hättest.« Sie lächelte gewinnend. Täuschte ich mich oder hatte ich etwas an Ansehen bei ihr gewonnen? »Ihr gehört zusammen, auch wenn ihr das genaue Gegenteil voneinander seid.«

»Nicht auch, sondern deswegen«, brummte Juspinn.

Was immer Maria meinte mit *zusammengehören*, es schien ihn nicht zu erfreuen. Mir gab es den Rest. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte

es mich zu ihm gezogen, hinein ins kalte Wasser. Deshalb also ständig dieses Verlangen, in seiner Nähe sein zu wollen. Diese Besessenheit, nicht ohne ihn sein zu können ... Nur aus dieser Besessenheit heraus hatte ich alle Warnschilder übersehen. Seine Perfektion, seine Wirkung auf Menschen und die Elemente, wie den Regen, den Sturm. Seine Manipulationen. Seine Gaben. Seinen Geruch ...

»Ihr könntet auf den gegenüberliegenden Polen wohnen, es würde euch doch wieder zusammenziehen. Ihr habt keine Wahl. Sieh her.«

Maria warf Juspinn einen auffordernden Blick zu. Er stöhnte, drehte sich aber, sodass ich seinen Rücken sehen konnte. Fassungslos schaute ich auf ein schwarzes Mal, das auf seiner linken Schulter saß und wie ein Geschwür ausgesehen hätte, wäre es nicht das dunkle und auf den Kopf gestellte Ebenbild meiner Engelsträne gewesen.

»Aber ...« Ich verstummte.

Maria hatte ihren Finger gestreckt und führte ihn durch die Luft, woraufhin sich auf dem staubbedeckten Boden der tränenförmige Schattenriss meines Mals abzeichnete. Fasziniert sah ich zu, wie in der Biegung der Träne ein Kreis entstand, um den sich das gleiche Symbol schmiegte. Nur andersherum. Maria hauchte über ihre Hand, der Staub hob sich und hinterließ eine dunkle Seite.

»Mein kleiner Bruder«, sagte sie und deutete auf das düstere Teilstück. »Und das bist du.« Sie meinte die helle Seite. »Da bekommt die Redewendung *bessere Hälfte* gleich eine ganz andere Bedeutung, nicht wahr?«

»Das Hotu«, keuchte ich.

»Oh, sie kennt es.« Maria nickte anerkennend.

»Aus dem Internet, und einem Buch. Es steht für Gut und Böse in der Welt.«

Maria zog ihre Brauen hoch. »Welches Buch?«

»Über Religion und ...« Mir war der Titel vor lauter Nervosität entfallen. »Ich habe es von meinem Vater geschenkt bekommen.«

»Er ist Reverend«, erklärte Juspinn mit düsterem Gesichtsausdruck, worauf Maria in helles Lachen ausbrach.

»Ausgerechnet ein Reverend«, prustete sie. »Dann bist du gewissermaßen an Gott gebunden, Brüderchen.«

»Gebunden ist dabei eine ausgesprochen heikle Wortwahl«, gab Juspinn kaum hörbar zurück.

Maria verdrehte die Augen. »Vater ist ja nicht hier.«

»Im Übrigen, Maria, bin ich an niemanden gebunden. Ich habe immer die Möglichkeit zu gehen. Sie ist noch nicht mal mein Typ.«

»Sie fasziniert dich.«

»Sie langweilt mich. Sie ist naiv.« Juspinn hatte begonnen, sich die Schläfen zu massieren. Offensichtlich bereitete ich ihm Kopfschmerzen. Und ich wünschte, ich hätte sie ihm gönnen können, denn seine Worte klärten endlich, was ich mich seit unserer ersten Begegnung fragte: Was sollte so ein perfekter Mann an mir finden? Es schmerzte.

Maria legte den Arm um mich. Durch ihre Berührung fühlte ich mich absurderweise etwas besser. Zumindest bis sie meinte: »Sie ist nicht naiv, sie ist unschuldig. Das ist ein sehr großer Unterschied. Nicht wahr, Engelchen?« Ihre Stimme war ein heller Singsang. »Nur ist die Frage, was macht deine schlechtere Hälfte jetzt mit dir, wo er offensichtlich einen Narren an dir gefressen hat?«

Derart abfällig, wie Juspinn mich betrachtete, lag es auf der Hand, dass dies nicht der Fall war. Sein Blick schnitt mir ins Herz. »So charmant ist er, wenn er einen Narren an jemandem gefressen hat?«, gab ich gekränkt zurück.

»Nun ja, bislang hatte er es nicht nötig, sich sonderlich zu bemühen. Es ist wohl das erste Mal, dass er sich mit so etwas wie Zwischenmenschlichkeit befassen muss.«

»Es gibt keinen Grund, melodramatisch zu werden, Maria. Du bist keine Figur aus einer deiner Tragödien der Antike.«

»Was denn? Ich liebe altgriechische Dramen, angefüllt mit Verrat und Intrigen und düsteren Geheimnissen, schicksalhaften Verstrickungen, einer ausweglosen Lage voller Tragik. Das Mädchen schuldlos schuldig, und mein Bruder gefangen zwischen eben dieser Schuld und seiner Sühne.« Sie nahm den Arm von mir. »Und für die Dramaturgie sorgt die Absurdität der Situation ganz allein.« Maria machte eine große Geste, die mich umfasste. »Auf der einen Seite haben wir den holden, unschuldigen Engel, die weiße, unbefleckte Seite des Lotus, auf der anderen steht das düstere Pendant.«

Plötzlich war sie weg. Einen Wimpernschlag später erschien sie gut zwei Meter entfernt neben Juspinn, dem sie mit dem Handrücken über die Wange strich. »Mein teuflisch gutaussehender kleiner Bruder, der sein wahres Wesen einfach nicht zeigen will.«

Juspinn stöhnte.

»Darum übernehme ich das.« Sie tänzelte um ihn herum. »Im unverkennbaren Gegensatz zu dir ist er erfahren, jedoch emotional unterkühlt, in jeder Hinsicht diszipliniert, kontrollsüchtig, asketisch, zugegeben weltgewandt, und am allerwichtigsten ...« Maria sah mich herausfordernd an.

»Nicht menschlich«, vollendete ich mit zitternder Stimme. Inzwischen war ich mir sicher, ohne den Anspruch, es verstehen zu wollen, oder gar kontrollieren zu können.

»Kein Engel, wollte ich sagen.« Maria grinste.

»Lass das, Maria.« Juspinn sah mich unverwandt an. »Setzen wir eine gewisse Verbundenheit zwischen uns voraus, die ich zwar weder schätze noch in irgendeiner Weise aufrechterhalten will, die jedoch erklärbar und insoweit nachvollziehbar ist, sodass ich sie anerkenne ...«

Unsicher sah ich zu ihm auf. »Ich versuche dir zu folgen, aber ...«

»Es scheint, als wolle mein Bruder dir sagen, dass ihm doch etwas an dir gelegen ist. Er flüchtet sich nur in viele Worte, um seinen Gefühlen nicht zu nahe zu kommen.«

»Was für ein Kompliment«, meinte ich bitter.

»Ein Kompliment ... Dann habe ich mich wohl falsch ausgedrückt«, antwortete Juspinn hart. »Nimm es als Übel, in das du geraten bist, ohne seine Wurzeln zu kennen.«

»Und du meinst nicht, ich sollte wissen, um welches Übel es sich handelt?« Tränen schwammen in meinen Augen. Das alles steuerte in eine furchtbare Richtung. Vor allem wegen Juspinn's Unnahbarkeit. »Was bedeutet das jetzt für uns?« *Oh, Gott!* »Für mich?«, korrigierte ich mich schnell.

Maria war wieder neben mir, ohne dass ich sie die Distanz hätte zurücklegen sehen. »Es bedeutet, es gibt keinen Weg, nicht schuldig zu werden, ohne seine Werte aufzugeben. Du wirst Opfer bringen müssen, fürchte ich.« Sie sah derart entzückt aus, dass Zorn in mir aufkochte.

Ich ließ Juspinn nicht aus den Augen. »Schön, dass ich zu ihrer Erheiterung beitragen kann. Ich schätze, auch du wirst mir nicht sagen, was für Opfer?«

»Vielleicht ist es wirklich an der Zeit, aufrichtig zu sein.«

»Fantastisch. Abwechslung wirkt manchmal Wunder«, erwiderte ich sarkastisch, worauf Maria vergnügt in die Hände klatschte.

Juspinn ignorierte seine Schwester. Sein Blick wurde bohrend. »Frag mich noch einmal«, verlangte er.

»Du willst, dass ich mich wiederhole?«

»Wie es aussieht, haben sich die Dinge geändert. Du bist eine Gezeichnete. Also ...«

Die Chance wollte ich nicht vertun. »Mit Gezeichnete meinst du das Hotu?«, fragte ich schnell.

»Ja.«

Ja ... Es hatte etwas in mir geweckt, als ich es das erste Mal gesehen hatte, aber ich hatte dem keine Bedeutung beigemessen. »Was ist damit? Es ist aus dem Asiatischen, richtig? Beinahe wie Yin und Yang.«

»Es ist älter als das. Viel älter. Ein Vorläufer des Yin-Yang. Kaum ein Mensch kennt es, dabei ist es elementar. Weitaus essentieller als alles, was dir bekannt ist.« Juspinn sprach schnell und eindringlich. Ich war mir sicher, nicht im Geringsten die wahre Bedeutung des Symbols zu verstehen.

»Es steht für das Gleichgewicht von Gut und Böse in der Welt«, mischte Maria sich ein. »Wobei wir nicht die gute Seite vertreten.« Sie lächelte, als könnte sie kein Wässerchen trüben.

Ich vermochte nicht zurückzulächeln. »Aber wieso?«

»Die Antwort auf diese Frage ist ausnahmsweise viel einfacher, als du denkst.« Juspinn hielt einen Moment lang inne, vielleicht um mir Gelegenheit zu geben, den Sinn von Gut und Böse alleine zu erkennen. Dabei war ihm wohl nicht bewusst, dass ich kaum noch in der Lage war, überhaupt einen klaren Gedanken zu fassen. »Es muss das extrem Böse geben«, erklärte er schließlich, »damit es auch das extrem Gute geben kann. Sonst haben wir nur eine eintönige graue Mitte und niemand hat einen Grund, sich zu entwickeln. Kein Mensch«, korrigierte er sich.

»Du sagtest doch niemand«, meinte Maria spitzfindig.

Ich schluckte. »Ihr seid also nicht menschlich.«

»Er ist noch sterblich, wenn du das meinst, aber dem Menschen trotzdem schon überlegen. Bei Weitem. Was dich zu deiner Kernfrage leiten sollte. Die nach unserem Wesen.«

Hatte ich mich davor gefürchtet oder danach gesehnt, egal wie, nun war es so weit. »Wenn du kein Engel bist, wie ... wie deine Schwester sagt, und du bist das Gegenteil des Hellen, die dunkle Hälfte ... dann ... dann bist du das Böse – der indianische Mntu?«

Juspinn verzog verächtlich die Mundwinkel. »Der Mntu hat viel weniger mit der indianischen Geschichte zu tun, als ihnen selbst bekannt ist. Es waren die Christen, die diesen Begriff während ihrer sogenannten Missionierung geschaffen haben. Es gibt einen anderen, dir viel geläufigeren Begriff dafür und du kennst ihn. Sprich ihn aus.«

Ich schluckte. »Dann bist du das Böse«, wiederholte ich bewusst, »der Teufel?« Das Wort ging mir leichter über die Lippen, als ich gedacht hatte. Es schien fast, als gewöhnte ich mich an das eigentlich Unmögliche.

»Nein. Und nein.«

Ich fuhr herum. Die leise, einschmeichelnde Stimme mit dem ironischen Unterton war aus dem Nichts heraus direkt hinter mir aufgetaucht. Ebenso wie der Mann, dem sie gehörte.

»Das Wort *Böse*«, sagte er besonnen, »wäre eine zu pauschale Charakterisierung für Juspinn, meinen Sohn. Der Teufel, auch wenn mir diese Bezeichnung nicht lieb ist, bin ich.«

12 . K A P I T E L

ICH WAR WIE VOM DONNER GERÜHRT. IN DEN LETZTEN WOCHEN HATTE ICH IMMER mehr zugelassen, dass es das Böse, seine Inkarnation, den Teufel, geben könnte, nun aber stand er mir gegenüber. Und es war nicht Juspinn. Juspinn war sein Sohn. Sein Sohn! Der Teufel hatte Kinder ...

Mein Körper war in eine Schockstarre gefallen. Nur meine Lider flatterten, während ich den Mann anstarrte. In dem feinen Nadelstreifenanzug und mit seiner geraden Haltung, dem erhobenen Kinn und dem überlegenen Ausdruck auf dem Gesicht wirkte er unendlich selbstsicher. Jemand, der über Macht verfügte. Unfassbar viel Macht. Fragmente aus dem Zeitungsartikel blitzten in meiner Erinnerung auf. *Atterini ... Begehrtester Jungeselle ... aus einer der einflussreichsten Familien der Welt.* Und dies war sein Vater. Der Teufel.

»Oh, ich habe dich erschreckt«, meinte er mit unbewegter Miene, »du bist ja weiß wie ein Laken. Vielleicht solltest du dich hinsetzen.« Ein Stuhl schlidderte über den Boden, direkt zu mir.

»Nicht nötig«, hörte ich mich selbst wie aus weiter Ferne sagen, dann gaben meine Knie endgültig nach und ich sackte auf dem Boden – neben dem Stuhl – zusammen. Niemand machte Anstalten, mir aufzuhelfen. Die Knie umschlungen merkte ich, wie ich nicht aufhören konnte, den Kopf zu schütteln. Das konnte nicht real sein. Niemals war das der Teufel! Es gab ... es gab keinen Teufel ... Bilder, die ich unter der Wirkung von Catoris Tee bereits gesehen hatte, schossen mir wieder durch den Kopf. Der Satan mit seiner gehässigen Fratze; der rote Teufel, Luzifer, mit lodernden Augen, Pferdefuß, Dreizack und gezwirbelten, schwarzen Hörnern ...

Sein Lachen holte mich in die Realität zurück. »Diese Darstellung ist nicht ganz zutreffend, mein Kind«, beantwortete er meine unausgesprochene Frage, zog grüßend und mit leichter Verbeugung seinen Hut. »Keine Hörner. Und ja, ich bin es höchstpersönlich und leibhaftig. Freunde der Familie nennen mich allerdings Samael Asmodi Mephistophelis, kurz Sam.«

In drei Teufels Namen, schoss es mir durch den Kopf.

»In drei Teufels Namen!« Der Teufel lachte herzlich. »Das ist gut, wirklich gut.«

Er konnte meine Gedanken lesen ...

»Vater.« Juspinn. Er ging zu ihm, neigte demütig den Kopf zum Gruß und der alte Mann ... der Teufel ... umarmte ihn väterlich. Juspinn warf Maria einen Blick über dessen Schulter zu. Er schien von dem freundlichen Auftreten genauso überrascht zu sein wie sie. Danach begrüßte er seine Tochter auf die gleiche Weise. Von Marias anmaßender Art keine Spur mehr. Nun war sie beinahe unterwürfig – nein, untertänig. Wie es schien, wagte sie kaum, ihren Vater anzusehen, ich hingegen konnte nichts anderes tun.

Seine Augen richteten sich wieder auf mich, während er mit Juspinn sprach. »Du hast versagt. Ihre Seele ist noch ebenso rein, das Hotu weiß.« Seine Stimme war jetzt schneidend.

»Vater, ich ...«, setzte Juspinn an, doch der Teufel hob die Hand und Juspinn verstummte, senkte den Kopf, nur um ihn gleich darauf wieder zu heben, genauso wie seine Stimme: »Du wusstest von Anfang an, dass sie eine Gezeichnete ist!«

Wieder dieses Lachen, das mit jedem Mal an Freundlichkeit verlor. »Aber selbstverständlich. Ich habe fast zwei Jahrzehnte darauf gewartet, die Gezeichnete mit eigenen Augen sehen zu können«, bestätigte er Juspinn's Vermutung, ohne ein Anzeichen von Reue. »Als ich dich in der Gosse tief in Puerto Ricos Armenviertel fand, halb verhungert und vollkommen verwahrlost, entdeckte ich unter all dem verkrusteten Dreck auf deiner Haut, dass dein Hotu anders war als das meiner bisherigen Ziehkinder. Es zeigte nur die schwarze Hälfte. Da wusste ich nicht nur, wie machtvoll du einst sein würdest, sondern auch, dass es irgendwann, irgendwo ein Gegenstück zu dir geben muss. Eine reine Seele, die mit

allein der weißen Hälfte geboren wird.« Er streckte die Arme zu beiden Seiten, seine Hände zu Schalen geformt, wie bei einer Waage. »Denn darum geht es, nicht wahr? Schwarz und Weiß. Und die immerwährende Frage, zu welcher Seite die Waage letztendlich kippt. Als sie genau heute vor achtzehn Jahren zurückkippte, wusste ich, es war so weit. Dein Gegengewicht, mein Sohn, ein Kind mit einem weißen Hotu, musste geboren worden sein. Die reinste aller Seelen, besser als alle Gezeichneten zuvor. Nun ... kurz dachte ich, ich hätte Glück gehabt und das Kind hätte die kluge Entscheidung getroffen, von sich aus die Welt gleich wieder zu verlassen, denn die Waage schwankte. Dann aber neigte sie sich weg von mir. Du hattest scheinbar überlebt«, meinte er mit bedauernder Geste.

»Es war sehr knapp«, murmelte ich. Worte, die ich von Mom schon tausend Mal gehört hatte.

»Und eine Tatsache, die ich so nicht zulassen konnte. Das Dumme war nur, ich vermochte dich nicht zu finden. Zu rein muss dein Hotu gewesen sein. Also musste ich warten, bis Juspinn prophezeite Gabe, das Schlechte wie Gute zu erkennen und zu finden, stark genug war.« Er sah zu seinem Sohn. »Vielleicht begreifst du jetzt, wo du dein Gegenstück siehst, weshalb du genau diese Gabe hast? Und dass diese Gabe entgegen deiner Meinung äußerst nützlich ist. Nur so konntest du die andere Hälfte des Hotus finden.«

Juspinn schien unversöhnlich. »Und du meinst nicht, ich hätte ein Recht darauf gehabt, es zu wissen, bevor du mich ins offene Messer laufen lässt?«

»Ich würde sie nicht als offenes Messer bezeichnen. Er meint es nicht so, da bin ich mir sicher«, fügte er an mich gewandt hinzu. Der Teufel klang nun wieder wie ein Gentleman der britischen Oberklasse aus dem 19. Jahrhundert. Ich fragte mich unwillkürlich, wie alt er war. »So alt wie das Leben selbst«, beantwortete er beiläufig meine unausgesprochene Frage und sah wieder zu Juspinn. »Nun, ich hatte tatsächlich nicht vor, dich in meine Pläne einzuweihen, das stimmt. Ich wollte dich nicht in die Verlegenheit bringen, über etwas nachzusinnen, was keinen Bestand hat. Zwar seid ihr miteinander verbunden, aber der Plan war, sie zu meiner Gebundenen zu machen.«

Zur Gebundenen? In was war ich da nur hineingeraten? In mir breitete sich eine erlösende Dumpfheit aus, die sich wie ein Schutzmantel über meine Seele legte. Zwar hörte ich, was die beiden sagten, begriff es jedoch nicht. Und wenn ich meinte, doch etwas zu verstehen, war es, als würde es mich nichts angehen. Als wäre ich nicht mehr dabei. Mein Verstand hatte sich tief in mir verkrochen. Er wollte das alles genauso wenig wahrhaben wie ich.

Juspinn rieb sich nachdenklich das Kinn, wobei er mich betrachtete wie ein Findelkind, mit dem er nicht so recht etwas anzufangen wusste. »Ihre Bindung könnte die Waage zum Kippen bringen.«

»Könnte sie, aber ihr Hotu ist viel zu hell!«

»Ihre Aura hat sich verändert, ihr Hotu dürfte nicht mehr reinweiß sein.«

»Reinweiß? Das sind Nuancen. Ich müsste wie eine verdamnte Braut zwischen Weiß und Eierschalenfarben unterscheiden.« Der Teufel sah nach oben. »Wie sehr hatte ich gehofft, ihm endlich ein Schnippchen schlagen zu können. Aber wie es aussieht, kann ich nicht mehr tun, als die helle Seite der Waage von ihrem Gewicht zu befreien.«

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so hilflos und nackt gefühlt. Ich verschränkte die Arme vor der Brust, zitterte vor Angst und Kälte.

»Dann wirst du sie also töten«, stellte Juspinn fest.

Oh, Gott! Herr, bitte schick mir wenigstens einen Engel, der mich rettet! Einer muss doch Zeit für mich haben ...

»Ja, sie wird sterben.« Juspinns Vater wandte sich mir zu. »Nimm es bitte nicht persönlich. Es mag dich erstaunen, aber niemand in unserer Familie tötet gern. Normalerweise rufen wir nur den Wunsch danach in Menschen hervor und vergreifen uns nicht selbst am Leben.« Er hob die Hand. »Wenn du deinem Schöpfer begegnest, richte es ihm bitte aus«, meinte er augenzwinkernd.

»Bitte! Bitte nicht«, krächzte ich. Tränen flossen über mein Gesicht. Sie verschleierten meinen Blick, der Juspinn suchte. Er stand zwei Schritte hinter seinem Vater, die Arme vor der Brust verschränkt, seine Miene kalt und unnahbar. Seine Augen waren starr auf mich gerichtet, aber in ihnen tobte ein Kampf. Ich konnte es sehen – und spüren.

Auch der Teufel schien es bemerkt zu haben. Er musterte Juspinn. »Nehme ich da einen gewissen ... Hang zur Rebellion wahr? Es liegt dir etwas an dem Mädchen. Verständlich. Sie ist dein Gegenstück. Es muss faszinierend sein, der anderen Hälfte seines Ichs gegenüberzutreten. Fast so, als würden sich Gott und Teufel begegnen.«

»Das ist es nicht«, erwiderte Juspinn augenblicklich. »Ich dachte nur ... vielleicht ist sie dir lebendig doch nützlicher.«

»So?« Der Teufel hob auf die gleiche Weise eine Braue, wie Juspinn es tat, immer wenn ich mich wiederholte. In dieser Geste lag die Warnung, bloß keinen Fehler zu begehen. Eine verzweifelte Hoffnung keimte in mir auf, mein Leben wäre wirklich zu etwas nütze, und ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Der Teufel antwortete mit wissendem Lächeln.

»Sie verfügt über mindestens eine Gabe«, erklärte Juspinn meinen Mehrwert.

»Nein! Was du nicht sagst.« Sein Vater rieb sich verzückt die Hände. Jetzt erkannte ich Marias theatralisches Gehabe in ihm. Er hockte sich vor mich und musterte mich – fast liebevoll. Wie ein Juwel, das er lange gesucht und endlich in Besitz genommen hatte.

»Ich muss gestehen, ich bin verblüfft«, sagte er und so klang es auch. »Bislang war ich der Meinung, die Kraft der Gaben läge im schwarzen Teil des Hotus.« Tadelnd schnalzte er mit der Zunge. »Aber mein Sohn hat vor mir erkannt, dass du über sie verfügst, und doch nicht den Schluss gezogen, dass du seinesgleichen bist. Bis auf diesen lästigen Farbunterschied im Hotu zumindest.«

»Was für ...«, setzte ich an.

»Gaben? Als hättest du *meine* Gedanken gelesen. Was für Gaben, Juspinn?«

»Der Ring hat das fühlende Auge gezeigt.«

»Ach so?« Juspinns Vater sah kurz zu ihm hoch, dann wieder zu mir. »Ja, diese Gabe ist überaus nützlich. Aber ist sie auch dein Überleben wert?«

Er war sehr nah. Alles an ihm wirkte menschlich. Das dunkelblonde Haar war graumeliert, er trug einen teuer aussehenden, vermutlich maßgeschneiderten Anzug. Seine Größe und Statur waren durchschnittlich, ein leicht faltiges Gesicht, vielleicht 65 Jahre alt, aber es fehlte die Perfek-

tion wie bei seinen Kindern. Dennoch erschien mir sein Gesicht wie eine Maske ... oder eine Illusion. Ich fürchtete mich plötzlich vor seinem wahren Antlitz. Seine Augen verrieten ihn. Sie waren tiefschwarz und matt, wie der Onyx an Juspinn's Ring, ohne einen Funken Leben darin, vielleicht weil er keine Seele besaß. Seine Pupillen waren kaum zu erkennen, dennoch schienen sie sich zu verengen.

»Du kannst also mir nicht nur in die Augen sehen, sondern ihm auch in seine Seele.«

In seine Seele ... Juspinn besaß also eine. Ich spürte, wie mir ein Stein vom Herzen fiel, von dem ich nicht bemerkt hatte, dass er da gewesen war.

»Sag mir, was du bei ihm erspürt hast. Was ist seine größte Sehnsucht? Sein größter Wunsch?«

In Juspinn's Gesicht zuckte es kurz.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, flüsterte ich, obwohl mir sofort klar war, was er von mir hören wollte. Dann war das also eine Gabe, dieses Erkennen, bei Mom, Eyota und Juspinn. Juspinn ... Er sehnte sich so sehr nach Geborgenheit.

»Geborgenheit?«, sprach der Teufel laut aus, kaum dass ich es gedacht hatte. Er stand auf und ging zu Juspinn. »Mehr nicht, mein Sohn? Das ist alles, was dir fehlt?« Er lachte. Teuflich. Es brach sich an den metallenen Wänden und schmerzte in meinen Ohren. Seine scheinbare Heiterkeit tat mir ebenso weh wie Juspinn, der seine Miene jedoch im Griff hatte. Aber ich wusste es auch so.

Schlagartig verschwand das Lachen und eine unausgesprochene Drohung lag in der Stimme des Mannes. »Sind noch andere Gaben in ihr erwacht?«

Juspinn schüttelte ohne erkennbare Emotion den Kopf. »Nein. Ich konnte keine weiteren erkennen. Sie hatte den Ring zu kurz auf.«

»Gib ihn ihr«, befahl der Teufel.

Unwillkürlich griff ich nach dem Fetisch an meinem Handgelenk. Ich zählte die Tierchen ab, ohne hinzuschauen. Ich brauchte unbedingt etwas Vertrautes!

Juspinn ging auf mich zu, löste meine Hand von den Tieren und steckte mir den Ring an. Dann schloss er meine Hand und drehte sie,

sodass wir auf den Onyx schauen konnten. »Gnothi seauton«, sagte er leise.

Erwartungsvolle Stille breitete sich aus. Ich spürte erneut die Wärme, die Energie, die von dem Ring ausging, hoffte, betete, er möge irgendwie zu meiner Rettung beitragen ...

Nichts geschah. Kein Symbol zeigte sich.

»Du hast dich getäuscht! Sie ist eine hohle Frucht«, meinte Juspinnns Vater erbarmungslos. Es klang wie ein Todesurteil.

Bitte. Bitte! Der Ring musste etwas zeigen.

»Das Armband«, sagte Juspinn knapp.

»Ach, wie übermütig. Als wollte man mit nicht mehr als einem Messer in den Krieg ziehen«, antwortete der Teufel mit falschem Lächeln und schnitt mit der Hand durch die Luft. Der Fetisch riss, die Perlen und Tiere verteilten sich auf dem Boden um mich herum. Und tatsächlich. Sekunden später bildeten sich Symbole. Erst das Auge, mit den kleiner werdenden Kreisen als Pupille.

»Die erwachte Gabe wird zuerst angezeigt«, erklärte Juspinn so ruhig, als stände nicht gerade mein Leben auf dem Spiel. Ich registrierte es mit der gleichen Dumpfheit, die dafür sorgte, dass ich mein Bewusstsein nicht verlor.

Langsam verblasste das Auge wieder, aber dann erschienen neue Symbole, wechselten in schneller Folge. Mal waren es Kreise, mal Rauten, eine Sichel war dabei, Kreuze. Die Symbole sahen aus wie die ganze Bandbreite der Webding-Schriftart. Entschlüsseln konnte ich keines von ihnen.

Der Teufel anscheinend schon. »Langweilig ... unnütz ... hab ich schon ... na ja ...«, urteilte er. Mir kam das Bild eines verwöhnten Kindes in den Sinn, welches das Papier seiner Weihnachtsgeschenke abriss und sie in die Ecke feuerte. »Uninteressant ... nein ... nein ... nein ... na gut ... vielleicht ... stopp!« Das Symbol auf dem Ring fror ein. Was war das, was der Ring da zeigte? Zwei gekreuzte Schlüssel? Wie sollte mir das helfen?

»Juspinn. Sieh dir das an!« Sein Vater wirkte plötzlich regelrecht aufgeregt. »Was denkst du darüber?«

»Ich denke, größeres Glück kannst du kaum haben.«

»Dem stimme ich voll und ganz zu. Ich kann mich wahrlich einen Glückspilz nennen. Und dich auch.« Der Teufel zog den Ring von meinem Finger und der Stein wurde schwarz.

Hieß das, ich würde weiterleben? Jetzt spürte ich mein Herz wieder, es schlug hart durch den schwindenden Schutzmantel, der es bislang eingehüllt hatte.

»Also wirst du sie verschonen.«

Ich hielt die Luft an.

»Es scheint, als sei ihr Schicksal klüger als wir. Nun könnte sie lebendig kaum wertvoller sein.«

»Wieso empfinde ich das in keinster Weise beruhigend?« Hatte ich das gesagt? Meine Stimme klang vollkommen fremd in meinen Ohren.

Juspinn schlang die Decke um mich, als wäre eine medizinische Untersuchung abgeschlossen und er würde nun die weitere Behandlung verkünden. »Vater wird dich ausbilden. Deine Fähigkeiten wecken, verstärken und sich einverleiben, sobald du so weit bist.«

»Vater«, betonte der Teufel das Wort mit triefendem Sarkasmus. »Das war nur der Wunsch, der deine Gedanken beflügelt hat. Ich werde nichts dergleichen tun. Du wirst es.«

»Aber ... das könnte Monate dauern oder Jahre.« Juspinnns unbewegte Maske bröckelte. Er klang entsetzt. »Vater, ich habe dich selten um etwas gebeten, aber ... Bitte entlasse mich aus dieser Pflicht. Ein Gebundener wäre viel geeigneter, sie ...«

»Nein, deren Wirkung ist alles andere als destruktiv. Das ist deine Stärke. Verdirb du sie weiter. Sorg dafür, dass ihr Hotu dunkel genug für die Bindung ist und die Schlüsselgabe bis dahin erwacht!« Sein Blick wanderte zu mir, seine Mundwinkel verzogen sich und ich verstand plötzlich, was man unter einem satanischen Grinsen verstand. Kalt lief es mir den Rücken herunter. »Mach sie zu meinem Gottesgeschenk.«

Irgendwie schaffte ich es, die Schultern zu straffen und dem Teufel in die Augen zu schauen. »Ich mach da nicht mit.« Es war meine Seele, die er da wollte, und Teufel hin oder her, er würde sie niemals freiwillig von mir bekommen!

»Wie erfrischend. Du gibst dich der irrigen Annahme hin, du hättest eine Wahl«, meinte er scheinbar vergnügt. Noch war die Situation erhei-

ternd für ihn, aber das würde kippen. Ich spürte es deutlich. »Sie hat Courage, das muss ich anerkennen.«

»Sie hat Courage, die ich nicht kontrollieren kann«, presste Juspinn heraus. »Sie ist wie ein verdammter Heiligenschein, durch den man hindurchgreift. Nirgends zu packen! Ich ...« Juspinn verstummte. Der Teufel hatte wieder eine Braue gehoben.

»Vielleicht wird es einfacher, wenn sie isoliert von ihrer Familie ist. Womöglich ...« Er brach den Satz ab und massierte sich das Kinn. Ich hatte bei den Worten *Familie* und *isoliert* die Hand vor den Mund gepresst. Alles, nur das nicht!

Der Teufel lächelte wissend und blickte zu Juspinn. »Womöglich bist auch du hier zu sehr abgelenkt ... von all den Menschen und ihrer Vernarrtheit in dich. Ich bin mir sicher, etwas mehr Abgeschiedenheit wird der Sache dienlich sein. In diesem Moment fällt mir sogar der ideale Ort ein.« Selbstzufrieden zog er seine Mundwinkel nach oben. »Wie hieß Marias Gespielin gleich?«

Was meinte er damit? Ich sah zu Juspinn, der den Kopf schüttelte.

»Nicht Grönland! Vater, bitte, wir könnten in Rom –«

»Glücklicherweise bin ich in der Position, nicht diskutieren zu müssen«, fuhr er ihm über den Mund. Sein entrücktes Lächeln war wie abgestellt. »Ihr geht nach Grönland. Maria wird mir über deine Fortschritte Bericht erstatten.« Dann sah er mich an, auf eine Weise, dass ich zu allem Entsetzen bis ins Mark erschauerte. »Ich freue mich schon auf unser nächstes Wiedersehen.«

ENDE DER LESEPROBE

Wenn Engel fallen

Kim Kestner

kim-kestner.de

© Kim Kestner